

Waschtag

Das war die schöne alte Zeit, damals, da die Frauen noch «Haletten» bei der Arbeit trugen, und die Wäsche auf den Wiesen zum Bleichen ausgespreitet wurde. Damals blühten die Flachsfelder noch blau wie anheimelnde, wogende Seen auf der Gewann. Noch waren die zahnbewebten Hecheln nicht in die Museen verbannt. Die Spinnräder schnurrten noch in den winterlichen Uchten und an den Großwaschtagen knurrten die Bauchbitten in den von schweren Dampfwolken angefüllten Waschküchen.

Das Bauchen, diese uralte, allerdings etwas mühsame, aber sehr wirkungsvolle Waschtechnik verschwand im Zeitalter der künstlichen Waschmittel und der Waschmaschinen, so wie das deftige Hausmacherlinnen verschwand und wie das herrlich gute Mischelbrot von unsern Tischen vertrieben wurde, seitdem die Großmühlen und die Bäcker in unser Leben einbrachen.

Wohl, zu der Zeit, da man noch bauchte, waren die Waschtage nicht so häufig als jetzt. Damals hielt man noch darauf, möglichst viel an Linnenzeug im Hause zu haben. Je besser das Haus, umso höher die Haufen selbstgesponnenen Linnens in den Schranken. Gute Häuser hatten so viel davon, dass sie nur zwei oder gar dreimal im Jahr zu bauchen brauchten. Dann war der Waschtag ein großes Ereignis, bei dem jedermann Hand anlegte. Man hatte die Haufen des zu waschenden Linnens schön sortiert, und die Holzäsche von allen Feuerstellen sorgsam aufgehoben. Dann begann in den großen Kesseln das Wasser zu sieden, und man rüstete die direkt immensen Bauchbütten zum Waschgeschäfte her. –

Wie gebaucht wurde, wissen heute wohl nur mehr die Wenigsten zu sagen. Nun, es war eine recht einfache Sache, bei der die Holzäsche die Rolle der Seife zu übernehmen hatte. Man legte das zu waschende Leinenzeug schichtweise in die Bütte. Dazwischen kam Holzäsche, die allerdings auch zwischen ausgespreitetem Leinen lag. Dann goss man siedend heißes Wasser oben in die Bütte hinein, und unten floss dieses Wasser dann wieder heraus. Es wurde aufgefangen, wieder erhitzt, und erneut aufgegossen. Der glühende Aschensud schwemmte jeden Schmutz, auch den ältesten und härtesten mit sich weg. Beim Bauchen brauchte man, wie gesagt, keine Seife. Deshalb wurde im ersten Weltkrieg, da die Seife zu den seltensten Waren gehörte, wieder ziemlich stark zur Wäschetechnik des Bauchens zurückgegriffen. War dann die stundenlange andauernde Behandlung der Wäsche im Aschensude zu Ende, so packte man sie in mächtige Körbe ein, lud sie auf den Stoßkarren - wer weiß noch, dass ein solcher Karren mit Sprossen „Bir“ heißt? - und brachte sie zum Bache, oder, wie auf unserm Bilde (*siehe bei aal Bräich Fotoen*), zu einer Kribbe an der Mosel. Die schweren Biren, mit den aufgewuchteten Wäschekörben wurden von den Mannsleuten gefahren. War die Bir zu schwer, so dass sie zu feste in den Armen zog, schlang man ein Seil, das von Handgriff zu Handgriff führte und über die Schulter gelegt werden konnte, so dass die Arme beim Schieben der Bir durch die Schultern entlastet wurden. Das nannte man; E Jach. - Ein Joch! - Ach ja! Wie oft ging der Mensch früher, und wie geht er auch heute noch im Joch!

Am klaren, kalten Wasserlaufe aber, der durch die saftigen Wiesen zog, wurde Halt gemacht. Gewöhnlich an einer besonders flachen und zugänglichen Uferstelle, die „Wäschplaat“ hieß. Hier stieß man eine Stange quer ins Wasser, und langte dann die „Wäschkutsch“ hervor. Diese Kutsche war ohne Räder und ein sehr erdgebundenes Ding: Ein einfacher, aus Brettern ziemlich grob gezimmerter Kasten, bestehend aus einem Boden und drei, ungefähr 20 - 30 cm hohen Seitenwänden. Da knieten sich die Wäscherinnen hinein, griffen zum Bleuel, tauchten und schwenkten die Wäsche im Wasser, und klopfen die Klitschmasse gehörig durch. Vor einer solchen Behandlung stob auch das letzte Schmutz- oder Aschenstäubchen fluchtartig davon. Dann wurde die Wäsche hinter die in den Wasserlauf hinausgestoßene Stange gehängt, und blieb, nach dem Bleueln und Schwenken dort hängen, um ganz vom fließenden Wasser durchtränkt und gesäubert zu werden.

Es folgte danach das Blauen, und die Bleiche. Das Blauen kam erst später, als die Chemie schon weiter um sich gegriffen hatte. Wurde die Wäsche aber auf der Wiese in der prallen Sonne ausgebreitet, so bleichte sie viel schöner

als alle nur denkbaren Chemikalien das zu erreichen vermögen. Die großen Laken spreitete man auf die Wiese aus. - Daher der alte Ortsname „Ob der Bléch“(*). Die kleineren Stücke hing man an langen, entweder zwischen Bäumen oder Stangen gezogenen Schnüren auf. Von Zeit zu Zeit wurden die zu bleichenden Wäschestücke dann wieder in der prallen Sonne mit der Gießkanne gehörig angefeuchtet.

Und nun glauben Sie mir ruhig. Es gab nichts appetitlicheres, Sauberes, Erfrischenderes auf Erden, als das so gewaschene und gebleichte Linnen. Die nach Sauberkeit, Sonne und bunter Wiese duftenden Wäschestücke wurden in den Schrank getan. Und die Hausmutter legte dann noch Sträuße duftenden Lavendels dazwischen. ~

Ach Gott, wie schlief es sich so herrlich in einem Bette, das mit derart schönen Sachen aufgezo-gen war! Und wie prickelten die Hemden duftig auf der Haut, so dass man mitunter die Nase an den Kragen drückte, und nicht satt werden konnte am frischen, wunderbar herben und doch zarten Duft.

Ach ja! Die gute alte Zeit! Deftig war sie doch in ihrem Wesen und solide in ihrem Tun. Wenn auch die Bauchbiden, die Bleiche, die Wäschkutsch und die soliden Wäscherinnen längst von hinnen sind, so wäre es doch zu begrüßen, wenn der Geist dieser Tage lebendig geblieben wäre.

Wie weit aber flossen die Wasser von damals.

() Z.B. in Fels-Larochette*

(Ucht 1956)